

Lebende Tote

Alois M. Haas

Das Mittelalter kannte ihn noch, den «lebenden Toten», den sogenannten «Nachzehrer», der für die zurückbleibenden Lebenden (als «Vampir») eine Gefahr darstellte. Schon aus germanischer und weithin im Mittelalter gültiger Anschauung kennt man die Abwehr gegen diese gefährlichen Wesen. Denn nach Auskunft der Bussbücher konnten die Toten zum zweiten und endgültigen Mal getötet werden, indem man ihnen einen Pfahl durch die Brust stiess. Damit sollten die Toten endgültig ihre Ruhe haben und keine Gefährdung mehr für die Lebenden darstellen.

Wer sich Margaretha Dubachs Figurationen zuwendet, der wird gleich erkennen, dass hier eine andere Welt als die mittelalterliche ins Bild gelangt, obwohl ihre Welt vielfältig die Nachzehrerin jener alten ist. Aus den Versatzstücken einer vergangenen, tief religiös geprägten Welt – weithin Dinge mit verlorenem Sinn! – hat sie eine Welt erstellt, welche die alte in die Apotheose neuer Wahrnehmung taucht. Dinge, die man kaum mehr zu identifizieren vermag – alte Schriftrollen, Figuren, Totenköpfe, Kronen, Madonnen, Reliquienbehälter, vergilbte (jeder Lektüre enthobene) Bücher, (Rosen-) Kränze, vermoderte Köpfe von allerlei Kleingetier, Musiknoten, apokryphe Zeichen aus Kabbalistik und Alchemie, viel Devotionalien –, tauchen aus den Untiefen der Zeiten auf und werden zu einer neuen Liturgie und zu einem neuen Tanz geheimnisvoller Lebendigkeit aufgeboten, zu einer Fruchtbarkeit frommer Inbrunst, welcher sich der säkular getrimmte Zeitgenosse nicht zu entziehen vermag. Warum? Weil die Emergenz von Glanz und Licht, die Margaretha Dubach vergangenen Dingen abzaubern fähig ist, selbst Totem und Abgestorbenem die ästhetische Qualität der *diaphanéité* (= des unendlichen Durch-Scheinens) einprägt! Dem englischen Ästhetiker und genialen Renaissance-Spezialisten Walter Pater (1838–1894), der im Geheimen die postmoderne Wendung von der Religion zur ästhetischen Präsenzkultur vorausdachte, war dieser Sachverhalt sonnenklar: Nur «geistige Erregung und Spannung» sind fähig, «unseren flüchtigen Lebensaugenblicken die höchste Weihe zu geben», weil das Ziel aller Erfahrung die Erfahrung selber ist und nicht ein aus ihr gewonnenes Wissen.

Margaretha Dubach lebt mit Sicherheit in ihrer Beschäftigung mit «Totem» in den Dimensionen der *diaphanéité*. So rückt sie sich aufs Lebendigste ein in die «Demokratie der Toten», die schon Chesterton angemahnt hat als eine, welche die «Demokratie der Lebenden» wesentlich angeht. Und so schafft sie «lebende Tote», die, wahrhaft präsentisch erscheinend, unsere Nächsten zu sein vermögen! Und es sind dies unsere fröhlichsten Gefährten, die uns den abwesend anwesenden Tod (Paul Ludwig Landsberg) zu einem anwesend abwesenden, das heisst besiegtten Tod machen. ■

Gevatter Tod

Thomas Binotto

Es ist ein Glück, wenn man einen Besuch bei Margaretha Dubach in ihrer Küche beginnen darf. Dabei ist diese Küche nichts Besonderes. Wohnlich, funktional, gebraucht. Mit einem Tisch, an dem man sich sofort gerne niederlässt. Und gegenüber eine Künstlerin, die vor Geschichten nur so sprudelt. Man lacht viel in dieser Küche, unterhält sich hervorragend, erfährt mit jeder Geschichte etwas mehr über die Künstlerin, assoziativ natürlich, ohne chronologische Logik.

Über die Ausbildung beim Surrealisten Max von Moos an der Kunstgewerbeschule in Luzern beispielsweise. Oder davon, dass sie sich von der Malerei ganz abgewendet hat und nur noch mit Objekten arbeitet. Und dass sie als Surrealistin nicht auch noch die Interpretin ihrer Werke sein kann.

Und dann möchte man sie natürlich sehen, diese Kunstwerke. Also steigt man mit Margaretha Dubach hinab in die Unterwelt, ins Atelier. Dort steht man plötzlich in einer Grabkammer, die von Grabbeigaben nur so überquillt. Kaum ein Objekt, das nicht mit dem Tod flirtet.

Das fängt schon bei den Materialien an. Margaretha Dubachs Kunstwerke entstehen aus Fundstücken, aus Weggeworfenem, Ausrangiertem, Kaputtgegangenen. Aus fadenscheinigen Stoffen, rostigen Nägeln, zerfledderten Büchern, brüchigen Schnüren, verbrauchtem Holz. Und – inzwischen ist die Überraschung längst dem «Gwunder» gewichen – immer wieder aus Knochen.

Was hier aus verlebtem Material neu wird, sind Boten längst vergangener Epochen. Die leuchtenden Farben sind verbraucht und feinen Schattierungen in Brauntönen gewichen. Man taucht in eine Mythologie ein, die man nicht versteht und die uns doch auf Anhieb vertraut erscheint.

Und mittendrin steht wieder dieselbe Frau, die zuvor einen profanen Kaffeeautomaten betätigt hat. Und sie erzählt immer noch mit der gleichen Lebendigkeit vom erfolgreichen Geschäftsmann, der sich unbedingt ein Objekt kaufen wollte, aber von seiner Frau zurückgehalten wurde, weil sie um die Reinheit des gestylten Interieurs fürchtete. Oder von jener Frau, die sich ein kleines Objekt gekauft hat, um es dann zu Hause in der Nachttischschublade verschwinden – aber nicht vergessen – zu lassen. Und von ihren Enkeln, für die dieses Atelier furchtbar spannend, aber gar nicht so «gfürchig» ist.

Wäre man allein und unvermittelt hier unten gelandet, man würde sich eine morbide Existenzialistin (oder Schlimmeres) in den Raum hineindenken. Stattdessen steht man einer Künstlerin gegenüber, mit der man völlig unbefangen über die Vergänglichkeit der Dinge und ihre Neubelebung diskutiert. Eine Frau, die seit 45 Jahren verheiratet ist, Mutter zweier Söhne, ein Grossmammi, das den Enkeln gerne Geschichten erzählt und nach altem luzernischem Brauch lieben Menschen ein «Bhüeti» mit auf den Weg gibt.

Und dann steigt man wieder hoch aus dieser bizarren Unterwelt, amüsiert sich im Vorbeigehen über alte Banknoten, die gerade kunstvoll mit Totenköpfen verziert werden und nun tatsächlich auf ewige Wahrheiten verweisen. Und immer ist da noch eine Geschichte, die erzählt werden will und die man noch mitzunehmen wünscht. Dann geht man fröhlich und beschwingt aus dem Haus, an verwunschenen Heiligenstatuen vorbei, als sich bereits ein neuer «Gwunder» meldet: Was hat es mit dieser Lebensfreude auf sich?

Margaretha Dubach hat offenbar beschlossen, den Tod nicht zu verdrängen, sondern ihn zu verführen. Sie versucht, den Gevatter auf unsere Seite zu ziehen, ihn den Lebenden geneigt zu machen. Ihre Objekte schockieren deshalb nicht, sie sind mal sanfte, mal temperamentvolle, oft witzige Dialoge einer selbstbewussten Lebendigen mit dem unausweichlichen Tod.

Aber hier ist nicht etwa ein Glückskind am Werk, das nur deshalb so fröhliche Totentänze aufführt, weil sein kindliches Urvertrauen noch nie auf die Probe gestellt wurde. Wer so etwas glaubt, hat weder genau hingesehen noch genau zugehört. Der Tod ist auch für Margaretha Dubach immer noch ein Feind, und sie nimmt die Herausforderung zum Kampf jeden Tag aufs Neue an. Man ahnt, dass ihre Haltung dem Tod gegenüber gerade auch den Härten des Lebens abgerungen wurde, um dann gerade diese Härten wieder besser auszuhalten. Aber als passionierte Luzerner Fasnächtlerin, die immer noch stark in der Volksfrömmigkeit der katholischen Innerschweiz verwurzelt ist, denkt sie nicht daran, unterwürfig zurückzuweichen. ■